

MEIN PERSÖNLICHES CORONA

Nadine Reinert

Der Anblick von Menschen mit Schutzmasken irritiert mich jedes Mal aufs Neue und ich hoffe, dass diese Irritation noch lange erhalten bleibt.

Den Umstand, dass fast alle Menschen auf der Welt unter der Ausbreitung des Coronavirus leiden und in ihrem Alltag von drastischen Einschränkungen beschnitten werden, erlebe ich wie ein historisches Ereignis. Ein vergleichbares Gefühl hatte ich damals bei 9/11.

Wie bei einer umkippenden Dominoreihe konnten wir dabei zuschauen, dass ein Land nach dem anderen den Lockdown ausgerufen und fast identische Massnahmen zur Eindämmung des Coronavirus eingeführt hat. Es kommt mir vor, als ob die Politik nach einem globalisierten Rezept abgewickelt wird. Das Virus ist zwar überall das gleiche, dennoch haben die Länder und Regionen, in denen es sich ausbreitet, eigene Lebensbedingungen wie z.B. unterschiedliche Gesundheits- und Wirtschaftssysteme. Das Beispiel von Indien zeigt deutlich, dass die eingeführten Massnahmen für die Wanderarbeiter andere, massive Probleme zur Folge haben.

Die Ansicht, die verordneten Massnahmen wären im Hinblick auf die Bedrohung durch das Virus angemessen, kann ich zwar emotional, aber nicht rational nachvollziehen.

Seit dem Ausbruch der Pandemie begleitet mich das Gefühl, dass das Coronavirus unsere Gesellschaft in einem äusserst vulnerablen Moment trifft. Nicht vom medizinischen Standpunkt her, sondern im Hinblick auf unsere Anfälligkeit für eine ausbrechende Katastrophe. Als ob unsere gesellschaftlich-politische Resilienz bereits seit Monaten geschwächt gewesen wäre. Dachten wir uns denn nicht alle insgeheim: «Da haben wir's nun. Es konnte doch

so nicht weiter gehen.» Trotzdem sollten wir das Coronavirus nicht als eine Strafe für unsere Verschuldung an der Welt ansehen. Zumal dies einmal mehr nur eine Ablenkung davon wäre, endlich Verantwortung für unsere Taten übernehmen zu müssen.

Diesen Eindruck finde ich zudem auch darin bestätigt – wenn auch noch einmal in einer anderen Weise –, dass viele Menschen diesen Ausnahmezustand geradezu als sehlichst erwartete Veränderung wahrnehmen. Die Redewendung «Die Zeit ist reif» würde hier gut passen. Vielleicht kann ja die Wendung nicht nur für eine sich abzeichnende Zuversicht, sondern auch für eine nicht mehr aufzuhaltende Krise verwendet werden.

Der überall aufkeimende Hype und die Begeisterungshysterie in Bezug auf die Translozierbarkeit unserer analogen in die digitale Welt bereitet mir Widerwillen und ich bemerke, wie in mir ein renitentes Trotzverhalten aufkommt und ich von einem Leben im Wald zu träumen beginne.

Die Befürchtung, dass wir Menschen uns in Zukunft verstärkt als potentielle Krankheitserreger wahrnehmen könnten, macht mich depressiv. Aber auch zornig und ich muss Acht geben, nicht sarkastisch zu werden.

Das Argument, über eine Tracking-App die Bevölkerung vor dem Coronavirus zu schützen, kommt für alle Befürworter von mehr Kontrolle und Sicherheit wie ein gefundenes Fressen und macht es auch den Gegnern schwer, sich dagegen auszusprechen. Es zeichnet sich hier ein Szenario ab, wie es uns schon in Dostojewskijs Grossinquisitor skizziert wurde: Es ist die heile Welt, in der es allen gut geht. Das einzige Opfer, das wir dafür erbringen müssten, ist un-

sere Freiheit. Ach, wenn wir doch endlich verstünden, dass es nur in der Freiheit möglich ist, so bereitwillig zu glauben, auf sie verzichten zu können. Wenn uns die Freiheit einmal fehlen wird, wird es leider zu spät sein.

Ich frage mich, seit wann und warum so viele Menschen – ich eingeschlossen – den Eindruck haben, ihr Leben nicht mehr selber gestalten zu können. Oder warum es einen äusseren Stillstand braucht, damit so viele Menschen – ich eingeschlossen – endlich aufatmen und innehalten können, um sich jenen Dingen zuzuwenden, die ihnen wichtig sind.

Immer wieder mal sehe ich auf der Strasse achtlos hingeworfene, verschrunpelte Handschuhe oder flach getretene, bereits verschmutzte Masken. Ich bringe das Bild nicht ganz zusammen. Hier der wohl überlegte Versuch, eine grösstmögliche Hygiene zu wahren und da die Verdreckung der Umwelt durch ein impulsives, achtloses Entledigen?

In den ersten Tagen des Lockdown konnte ich an nichts Anderes mehr denken. Ich war so gefangen von den Geschehnissen, dass es mir sogar auffiel, wenn ich sie für eine Weile vergessen hatte. Etwas Ähnliches ist mir schon mit Menschen geschehen, die verstorben waren und deren Tod mich sehr beschäftigte, sich aber noch nicht mit meinem Alltagsbewusstsein verbunden hatte. Ich vergass ihren Tod und umso schmerzlicher trat er mir dann wieder in Erinnerung.

Es gibt Tage, an denen ich mich frage, ob ich eine Figur in einem antiutopischen Roman bin und was ich tun muss, um wieder in die Realität zurückzufinden.